

Ich lebe in einem blutigen Land. Denke ich zurück, was schwierig ist – nie ist das, was war, das, was es jetzt gewesen zu sein den Anschein hat –, so dünkt mir, in jüngeren Jahren hätte ich diese Tatsache, ich meine den ersten Satz, einfacher akzeptiert, als ich es heute vermag. Ich verliess mit noch acht Jugendlichen die «autonome» Slowakei, an deren Spitze der Priester Tiso stand, der im Triumvirat mit seinen Ministern V. Tuka und S. Mach für jeden Juden unter der Bedingung, er komme nie zurück, den Deutschen 500 Reichsmark zahlte. Das war im Jahr 1942. Für uns neun brauchte er nicht zu zahlen, aber es dauerte lange, bis einer von uns dieses schöne Land wieder sehen wollte. Für meine Eltern, für meine Schwester, Grosseltern, Verwandte, Freunde zahlte er. 1941 wussten wir das noch nicht. Es gab Plakate, Juden hätten im September einen gelben Stern auf ihren äusseren Kleidungsstücken zu tragen. Wir neun fuhren am 28. April mit Papieren, die uns die Ausreise, aber nicht die Rückkehr gestatteten, nach Budapest, wo der britische Konsul Zertifikate für uns hinterlassen hatte, England und Ungarn waren schon im Krieg, und mit einer Art von Reisedokument über Rumänien, die Türkei, Syrien und den Libanon – das Meer war schon vermint – in das damalige Palästina, in dem der 1947 ausgerufene Staat Israel 1948 sich von den vereinten Heeren Ägyptens, Jordaniens, Syriens, des Libanon und des Irak nicht erobern liess, um nach 62 Jahren für 56 Prozent der Europäer und 65 Prozent der Deutschen, für diese frommen Lämmer, die allerbösesten Wölfe zu werden, die allerärmsten Bedroher des weltweit bekannten Weltfriedens.

Wir nahmen Abschied am Pressburger Bahnhof. Es war ein Abschied, der mir heute noch in den Knochen sitzt.

Abschiednehmen fiel mir immer schwer. Als ich als Junge die Ferien in einem Kurort verbrachte – es war ein ich weiss nicht von

wem, organisiertes Ferienlager und ich weiss auch nicht, wieso dieser Kurort damals leer war, leer, ausser der Kurkapelle, die aus drei Musikern bestand, sie spielte jedes Wochenende und da kamen auch Besucher, ich verstehe das wirklich nicht, – fiel mir schwer, als wir alle wieder nach Hause mussten, von diesen Musikern, besonders dem Geiger, Abschied zu nehmen. Ich stand dann am Fenster in meinem Zimmer, es war noch mein Zimmer, später war es das meiner kleinen Schwester und ich musste in das dunkle Dienstbotenzimmer ziehen, das freigeworden war, ich stand also am Fenster in meinem Zimmer, das auf den schäbigen Garten und die noch schäbigeren Hinterhöfe der Nachbarhäuser blickte und sang voll Wehmut vor mich hin: Klinge, kleines Frühlingslied, kling hinaus ins Weite. In den Hof des Nachbarhauses rechts von uns, in dem ich übrigens das Licht der Welt erblickte – so heisst das doch, oder? – warf ich oder meine Mutter, manchmal liess sie es mich tun, wenn sie genügend Vertrauen in die Schwungkraft meiner Hand verspürte, kleine in Papier gewickelte Geldmünzen den Handharmonika oder andere Geräte spielenden oder auch singenden Bettlern zu, die in den Hof des Nachbarhauses Zutritt hatten. In unserem Haus gab es keinen Hof, sondern nur einen ganz kleinen Garten, der aber nur dem Hausbesitzer, dem Herrn Kocsy, wenn das sein richtiger Name ist, zugänglich war und in dem es zwei armselige Rosenstöcke mit allerdings prächtigen Glaskugeln gab, die bei Sonne in allerlei Farben spielten. Ich glaube, diesen beiden Rosenstöcken sang ich das Mendelssohnlied, wenn ich es nicht einfach in den Himmel sang. Im Hof dieses Nachbargeburtshauses von mir wohnte und arbeitete der Hausmeister Wankowitsch, der auch Flickschuster war, in einem kleinen Zimmer mit einer porzellanenen Madonna an der Wand und einem kleinen grauen Schnurrbart und sanfter Stimme, der muffige Ledergeruch des Raumes steckt mir noch in der Nase, und wir

liessen bei ihm unsere Schuhe reparieren und waren auch sonst in einem guten Verhältnis. Gegenüber, auf der anderen Gassenseite gab es eine Reparaturwerkstätte für allerlei und der Besitzer, Herr Meier, reparierte auch bei uns allerlei. Warum verliessen wir das Haus, in dem ich geboren wurde? Weil mein Vater ein Stockwerk im Haus hinzubauen liess, in dem wir dann wohnten und das auch fünf Jahre nach mir meine Schwester aufnahm, weil Vaters Onkel Simon mit seiner Schwester Therese, sie waren beide anscheinend schon alt, aus Troppau zu uns zogen. Onkel Simon hatte ein kleines weisses Bärtchen am Unterkinn und, ich glaube, rosige Wangen. Sein Gesicht verbarg stets ein Lächeln, aber nicht sorgfältig genug, so dass man wahrnehmen konnte, er sei ein fröhlicher Mensch. Ich meine, er war es auch, gehörte er doch der «Schlaraffia» an, deren Abzeichen, eine Eule, er als Krawattennadel trug. Tante Therese war etwas ganz anderes. Sie war eine ernste, kleine, eigentlich magere Frau, wenn ich mich recht erinnere, es hiess, sie schriebe Gedichte, sie hatte etwas Schwermütiges, wenn ein Kind so etwas wahrnehmen kann, und sie lebte gemeinsam mit ihrem Bruder. Als er starb, sagte sie: In einem Jahr folge ich dir nach. Und so war es auch. Daran erinnere ich mich genau. Beide liegen in einem kleinen unscheinbaren Grab auf dem Pressburger Neologenfriedhof, wo sich ein stolzes Grabmal aus schwarzem poliertem Granit mit Goldbuchstaben erhebt, es ist das Grabmal meiner Grosseltern väterlicherseits, die ich nie gekannt habe, sie waren beide lange vor meiner Geburt gestorben, es trägt meinen hebräischen Namen: Tuvia, auf Deutsch Tobias. Dass also mein Name auf dem Grabmal, das wie neu aussieht, zu lesen ist, hat nichts mit Vorahnung zu tun, sondern mit der Tatsache, dass mehr oder weniger assimilierte Juden einen bürgerlichen und einen hebräischen Rufnamen trugen. Nun hiess mein Grossvater schön bürgerlich Jakob, was ihm, erzväterlich, auch als hebräischer Name hätte ge-

nügen können, dennoch aber wurde ihm, wohl von seinem Vater, ein weiterer hebräischer Name, eben Tuvia, zuteil, irgendwo an der schlesisch-galizischen Grenze – er stammt nämlich von dort-her. Das entnehme ich einem ungarischen Dokument, ich besitze es merkwürdigerweise, es ersucht um die Erlaubnis, aus dem österreichischen Bürgerverband auszutreten, um in den ungarischen aufgenommen zu werden: er hatte den Posten des Direktors der Tuchfabrik in Loszonc, heute Lučenec, bekommen, wo mein Vater geboren wurde, später den der Tuchfabrik in Pressburg, was der Grund dafür sein dürfte, dass ich in Pressburg, heute nur noch Bratislava, zur Welt kam und, jüdischem Brauch zufolge, den Namen des verstorbenen Grossvaters als hebräischen Namen zu meinen beiden furchtbar deutschen erhielt, die ich heute kaum aussprechen kann: Kurt Erich. Ausser diesem würdigen Grabmal aus schwarzem Granit und dem bescheidenen Grab von Onkel Simon und Tante Therese in Pressburg, habe ich in Israel das Grab meiner ersten Frau in Merchavia und das meines Onkels mütterlicherseits, Oskar, und seiner Frau, Elsa – auch meine Mutter hiess Elsa –, beide auf einem Friedhof in Haifa. Sie hatten überlebt, er war «wirtschaftswichtiger Jude», war so den 1942er Transporten entgangen, sie hatten bei einem Postmeister ein Versteck gefunden, in dem sie zusammengekrümmt – ich habe den Ort gesehen – stundenlang keinen Laut von sich geben durften, das Gestapoquartier war gleich in der Nähe. Mein Onkel, den ich von Herzen liebhatte mit seinen hellen blauen Augen und dem dunkelblonden Haar, manchmal eine ungarische Melodie summend, konnte es sich nie verzeihen, dass er, der als «wirtschaftswichtiger Jude» die Erlaubnis hatte, seine nächsten Verwandten vom Transport nach Polen auszulösen, nicht selber nach Žilina in das Sammellager vor dem Abtransport gefahren war, um seine Eltern zu befreien, was allerdings selbst ihm schwierig gewesen wäre, da Juden die Eisen-

bahn verboten war. Er hatte das Befreiungszeugnis auf Namen Samuel und Friederike Grünwald an den Lagerleiter geschickt und dieser hatte, bestochen, einem anderen Samuel Grünwald die (kurze?) Freiheit geschenkt. Meine Tante, seine Frau, hatte, noch als ich selbst in Pressburg war, einen Umschulungskurs gemacht, wie es damals unter Juden gebräuchlich war, um sich einen Broterwerb in dem Land zu sichern, in das sie emigrieren würden. Sie wurde zur gelernten Zuckerbäckerin. Nach dem Krieg zogen die beiden nach Wien, wo sie eine Cousine hatte, deren Mann, Christ, eine gutgehende Fabrik besass und auch Kunsthandel betrieb. Sie wollte in Wien bleiben. Mein Onkel wollte es nicht. Nicht unter Österreichern leben, nicht in der Nähe des undenkbar Bösen, er wollte jemanden von seiner Familie. Der einzige war ich. So kamen sie nach Israel. Nachdem sie eine Zeitlang bei mir in Merchavia gewohnt hatten, fanden sie eine kleine Wohnung in Haifa, zwei Zimmer und Vorraum, der zusammen mit der winzigen Küche zur Zuckerbäckerei wurde, in der sie die herrlichsten Bonbons produzierten, wie es sie in Haifa vorher nie gegeben hatte und die bald berühmt waren. Der Schwarzmarkt florierte. Man riss sich um ihre Ware. Sie hätten sich ein Vermögen schaffen können. Nicht mein Onkel. Schwarzmarkt war ihm verpönt. Seine unumstössliche Redlichkeit und Geradheit hiessen ihn genau den Vorschriften gemäss handeln. Sie lebten bescheiden. Über den Schrecken schwiegen sie. Es gibt ein Bild von Paul Klee, das heisst: Dieser Stern lehrt beugen. Nicht ein Stern liess meinen Onkel gebeugt gehen. Sie nahmen einmal im Monat ein Taxi von Haifa nach Merchavia (eine beträchtliche Ausgabe für ihre Verhältnisse) und kamen mit einem Kilo der märchenhaften Bonbons bei uns an, spielten mit der kleinen Tochter, mit der sie sich kaum unterhalten konnten, da sie bloss wenige Worte Ivrit radebrechten, und wir waren für einige kurze Stunden eine gleichsam komplette Familie.

Wussten wir damals, dass die Bonbons das Konzentrat der ganzen Liebe und Verbundenheit von Onkel und Tante waren, die sie damals, wäre so etwas überhaupt üblich gewesen, anders nicht zeigen konnten? War dieses Miteinandersein ein Entgelt für all ihre Entbehrungen in dem schwierigen Land, in das sie gekommen waren? Als man bei dem Onkel, dessen Gesundheit nach dem Krieg angegriffen war, er war vor allem magenleidend, Lungenkrebs diagnostizierte, teilte der Arzt dies mir mit, ihm nicht. Ich weiss nicht, ob er etwas wusste, ahnte, er oder seine Frau. Ich hütete das Geheimnis; es war nicht leicht. Da ich an der Universität Haifa lehrte, besuchte ich sie zweimal wöchentlich. Dann war es so weit, dass er ins Krankenhaus gebracht werden musste. Ich hatte ein Taxi bestellt. Es wartete draussen. Ich wollte es nicht lange warten lassen und drängte ein wenig. Mein Onkel sah mich an – ich vergesse diesen Blick nicht – und bat: Noch fünf Minuten. Ich sagte: Ich komme morgen wieder zu dir. In der Nacht, 2 Uhr morgens verschied er. Vor der Grablegung musste ich die Leiche identifizieren. Der Hals war verdreht, der Mund weit offen. Als ich das Totengebet, das Kaddisch, über seinem Grab sprach, las ich die Worte, als sähe ich zum ersten Mal hebräische Buchstaben. Seine Frau starb viele Jahre später, als wir auf meinem sabbatical in London waren. Sie lebte in der alten Wohnung, zweimal mussten wir sie in einer Nervenheilanstalt unterbringen, und ich sah regelmässig einmal in der Woche nach ihr. Als wir nach London fuhren, blieb sie allein. Man fand ihre Leiche in der Küche, nachdem sich die Nachbarn über den schlechten Geruch im Treppenhaus beklagten. Sie war drei Tage tot gelegen.

Meine erste Frau fiel einem Unfall zum Opfer. Wir hatten 1944 geheiratet, 1947 fuhren wir nach Pressburg zu meinen damals noch dort lebenden Onkel und Tante und nachher nach London, wo der Bruder meiner Frau lebte, sie hiess Ada. In London be-

suchte ich Abendkurse für Fotografie. In einer Schule konnte ich nicht aufgenommen werden, da ich keinerlei Zeugnisse besass. Ich hatte fünf Volksschulklassen und drei und dreiviertel Gymnasiums-klassen, die vierte im slowakischen Gymnasium in der Grösslinggasse, in der wir auch wohnten, da Juden das deutsche Staatsrealgymnasium nicht mehr besuchen durften und das slowakische auch nur noch dieses eine Jahr, was mir die Lust nahm, es zu beenden, so dass ich nach dem dritten Semester nach Hause ging und illegal Lehrling bei einem Elektriker wurde. Auch das war Juden verboten, aber der Elektriker war unser Hauselektriker und hatte eine jüdische Frau, er wagte es, mich zu beschäftigen. Allerdings musste ich, als wir in einem in der Nachbarschaft gelegenen Militärspital eine Röntgenanlage installierten, ein Hakenkreuzabzeichen tragen, das ich gefunden hatte, es sah wie das der Luftwaffe aus. Wäre ich damit erwischt worden, wäre es mir übel ergangen. Aber als mein deutscher Schulkamerad Erich Rummel, Sohn eines Weinbauern, in dessen Heurigem-Ausschank wir beide vergeblich versuchten, aus einem gewöhnlichen Strick ein Lasso zu machen, auf der Strasse mich damit bemerkte, lächelte er ein wenig, tat aber nichts Böses. Ich weiss nicht, welches Schicksal ihm später widerfuhr, möge dieses Verhalten nicht vergessener Freundschaft ein gutes Wort, wo es vielleicht nötig war, für ihn eingelegt haben. Das weitere Ergehen meiner Mitschüler aus dem deutschen Staatsrealgymnasium, ich meine nicht das der jüdischen Freunde, ist mir unbekannt. Einiges der Mitschüler der deutschen evangelischen Volksschule erfuhr ich. Ich besuchte sie, weil ihr Direktor, Herr Kowarik, «Bruder» meines Vaters in der Freimaurerloge war, die, glaube ich, die geistigen Bedürfnisse meines Vaters stillte, ausser dem Besuch der Oper, besonders, wenn die Wiener Staatsoper nach Pressburg kam, in die er mich, war ich ungefähr zehnjährig? zu einer Aufführung von Verdis Aida mitnahm, die mich zu Tode

langweilte, nur an eine gleichsam zweistöckige Bühne erinnere ich mich, wobei der untere Teil das Grab der beiden unglücklichen Liebenden war. Und ausser seiner Bibliothek, in der es erstaunlicherweise die Erstausgabe der deutschen Übersetzung von Joyce's Ulysses gab, sonst aber Zweig und Wassermann und Schnitzler und Werfel und eine Prachtausgabe von Heine, die mich dazu verführte, Gedichte abzuschreiben und sie mit Bildern aus Reisekatalogen zu illustrieren. Waren es meine ersten poetischen Regungen? In der evangelischen Volksschule in der Tolstoigasse gab es einen Hof, der im Winter zur Eislaufbahn wurde, auf der ich, mit Senk- und Plattfuss und sehr schmalen Gelenken, wahrlich keine Kunststücke vollbrachte. Der Lehrer Wurm – ich mochte ihn sehr, auf einem Klassenausflug zu den Thebener Burgruinen traf ihn ein herabrollender Stein und verletzte seine Kinnlade, dem Mitschüler Eisenstädter brach er den Arm – der Lehrer Wurm begleitete uns von der ersten bis zur letzten Klasse und ich suchte ihn 1947 auf, als ich in Pressburg war. Er hatte sich unter den Deutschen als Ungar deklariert, um vom Schuldienst suspendiert zu werden. Er zeigte mir Klassenfotos, wie sie bei jedem Schuljahresende gemacht wurden, und gab mir über Mitschüler und was aus ihnen wurde, Bescheid.

Zeugnisse hatte ich also keine und konnte in London – wir, meine erste Frau und ich, wohnten in einer Studentenspension am Russell-Square gegenüber dem Arbeitsplatz T. S. Elliots, die Inhaberin sagte jeden Morgen, wenn es nicht in Strömen goss: What a lovely day! (ai, nicht ej) – keine regelmässige Fotoschule besuchen und so besuchte ich Abendkurse für Fotografie, weil wir beide den Kibbutz verlassen wollten und ich etwas in der Hand für einen Broterwerb haben musste. Hobby-Fotograf war ich seit langem. Bei dem Besuch in Pressburg kam der Gedanke auf, mein Freund Leopold Lahola sprach ihn aus. Ich kannte ihn als Arje Friedmann, er war



mein erster Unterweiser in der Dichtung: Mach keine automatischen Verse, automatische Verse sind wie Kotzen, Sichübergeben, schrieb er mir in einem Brief, als er beim Judenkommando des slowakischen Militärs diente und seine Zukunft als Partisan wohl kaum noch ahnte. Der Surrealistenverehrer und Komponist Wider, hatte mir geraten solche zu machen, er war der Lehrer meines Freundes Yehoshua Lakner, der mich im Deutschen Staatsrealgymnasium fast in jeder Schulpause aufzusuchen versuchte (wir waren in 2 Parallelklassen) und der heute in Zürich lebt und Komponist ist. Er komponiert nun schon seit Jahren AVZG, Audiovisuelle Zeitgestalten, farbige abstrakte Computerbilder, alleine schon ein ästhetisches Erlebnis, die sich kraft elektronischer Musik bilden und umbilden. Schon als Junge war Yehoshua ein Konstrukteur, aber noch kein so seelenhafter, ich habe ein Foto von ihm als 13- oder 14jährigen neben einer selbstgebastelten grossen Matador-Lokomotive. Im Laufe der Jahrzehnte hatte es auch das eine oder andere Mal etwas Spannung zwischen uns ergeben, aber seit unserer Jugend war die Grundlage tiefe Freundschaft. Gemeinsame künstlerische Tätigkeit gab es jedoch nur ganz selten. Bis 1997-1999. Da hatte die PRO HELVETIA (und auch Gioconda Leykauf-Segantini, die Enkelin des grossen Malers) dem Komponisten den Auftrag gegeben, zum 100. Todestag des Malers einen Gedenkabend zu komponieren. Der zweite Teil (des dreiteiligen Abends) trägt den Titel «Bergvariationen» (als Ausdruck der grossen Verbundenheit des Malers mit der Bergwelt und beruht vollständig auf 5 Jugendgedichten von mir, (aus dem Gedichtband *GRANATAPFEL*) die ebenfalls Landschaftliches beinhalten. Die Premiere fand im Kuppelsaal der ETH in Zürich statt. Auf zwei grossen Bildschirmen wurden die «Zeitgestalten» gezeigt, aus zwei Quellen ertönte die Musik. Vorpremiere gab es in Milano, weitere Vorführungen in Bratislava und in Maloja – dem Heimatort des Malers.